

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT
HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

8. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet.

25. August 1933

Zuschriften sind zu richten an:
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung.

Nummer 18

Herausgegeben im Deutschen Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung
in der Deutschen Arbeitsfront

Arbeit! Arbeit!

In der zweiten Hälfte des Juli ist die Zahl der bei den Arbeitsämtern gezählten Arbeitslosen um rund 358 500 auf 4 468 500 gesunken. Das ist, selbst wenn man, wie es der Bericht der Reichsanstalt für die Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung tut, die im Arbeitsdienst zusammengefaßten Arbeitslosen abrechnet, eine recht stattliche Ziffer, weil sich viele wegen der gesteigerten Aussichten erst jetzt wieder bei den Arbeitsämtern aus der großen Menge der unsichtbaren Arbeitslosen gemeldet und dadurch die Zahl der Arbeitslosen wieder gesteigert haben. Einen schöneren Erfolg der mit großer Energie überall durchgeführten Arbeitsbeschaffung kann man sich nicht denken. Die neuen Ziffern werden überall neuen Mut und neue Hoffnung erzeugen, weil endlich der erste große Schritt getan wurde, um die Geißel der Arbeitslosigkeit in Deutschland zu beseitigen. Schon im ersten Halbjahr mußte das Genfer Arbeitsamt, das uns doch gewiß nicht grüßen kann, zugeben, daß Deutschland in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit am erfolgreichsten von allen Ländern der Erde war. Neues Leben und neuer Mut, die mit dem Wechsel des politischen Regiments in Deutschland eingezogen sind, haben das Wunder vollbracht, den Geist der Kameradschaft und der nationalen Solidarität wieder zu erwecken, ohne die alle staatlichen Maßnahmen Stückwerk bleiben müßten. Adolf Hitler hat erst unlängst in Berchtesgaden die Überzeugung ausgedrückt, daß es in absehbarer Zeit gelingen werde, die großen Aufgaben zu lösen. Vor allem sollen durch die neuen Maßnahmen, die für die Arbeitsbeschaffung geplant und schon sehr weit vorbereitet sind, die bisherigen günstigen Ergebnisse über den Winter gesichert werden. Im Frühjahr soll dann die dritte Welle der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen einsetzen. Man darf nicht vergessen, daß der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit in diesem Jahre wegen der politischen Entwicklung erst sehr spät beginnen konnte. Viele Maßnahmen, die im Sommer erst in Gang kamen, werden sich erst im nächsten Jahre voll auswirken. Es kommt jetzt im Winter vor allem darauf an, daß der große seelische

Schwung, mit dem angefangen wurde, nicht verlorengeht. Auch die Tatsache ist bemerkenswert: die aus der Welt kommenden Stimmen sind günstig und stellen unsere Bemühungen unter einen guten Stern. Noch nie sind in der Weltwirtschaft die Anzeichen der Besserung so zuverlässig gewesen, wie in diesem Sommer. Es scheint tatsächlich eine Wende eingetreten zu sein. Daß es so weit gekommen ist, verdanken wir dem staatsmännischen Weitblick unseres Führers, der immer und immer wieder darauf hingewiesen hat, daß das Wichtigste und Nächste, was jetzt nach Beendigung der nationalsozialistischen Revolution zu leisten ist, die Beschaffung von Arbeit für unsere Erwerbslosen ist. Demzufolge hat die Regierung gewaltige Pläne ausgearbeitet, die einer baldigen Ausführung harren.

Staunen und Hoffnung haben diese großen Pläne der Reichsregierung, die innerhalb des Arbeitsbeschaffungsprogramms zur Belebung der Wirtschaft und des Verkehrs und zur Entlastung der Arbeitsmärkte dienen sollen, erregt: Staunen über ihre unerhörte Kühnheit; Hoffnung, daß mit ihrem Beginn der deutsche Aufbauwille segensreich in die Tat umgesetzt wird.

Wer nicht gewohnt ist, „in der Wirtschaft“ zu denken, kann vielleicht nicht genügend ermessen, wie wichtig eine solche weitwichtige Förderung der Verkehrswirtschaft, wie sie durch die Schaffung der Autobahnen und des Rügen-dammes Wirklichkeit werden soll, für die Gesamtwirtschaft ist. Eine Erleichterung des Verkehrs, die neue Möglichkeiten erschließt, hat immer, auch in Notzeiten, wirtschaftlichen Aufschwung begründet. Sollte in Kolonialländern eine neue Provinz erschlossen und zur Blüte gebracht werden, so wurde zuallererst eine Eisenbahn gebaut. Amerika, das wilde Amerika, konnte erst nach seiner Eroberung durch die Eisenbahn den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung nehmen, den es bis zur jetzigen Krise zu verzeichnen hatte. Napoleons gewaltige strategische Straßenbauten hatten trotz der schlechtesten Zeitverhältnisse ein Aufblühen der betretenden Landgebiete zur Folge. Diese Aufzählung könnte fortgeführt werden bis in die Zeiten

der Römer, von deren Straßenbauten Adolf Hitler gesagt hat, daß sie die großartigsten, durch Jahrtausende hindurch dauernden Denkmäler großer Regierungszeiten seien.



Das Bundesbanner der DZ.

vor der großen Tribüne während des Aufmarsches
zu den Massenübungen
(Zum Aufsch. „Stuttgart, wie wir es sahen“, auf Seite 5
der vorliegenden Ausgabe)

In den heutigen Tagen, da Deutschland mit staunenswertem Tempo „Geschichte schreibt“, können die Autostraßen auch unter diesem Gesichtspunkt gewertet werden: die Regierung setzt Denkmäler für eine große Zeit, die Jahrtausende überdauern werden. Doch dieses „Geschichtsschreiben“ ist nicht der volkswirtschaftliche Zweck dieser großartigen Pläne. Man will durch den Bau in großem Stile Arbeit schaffen und all die großen Industriezweige, die daran beteiligt sind, beleben, eine Belebung, die fortzeugend weiter beleben soll. Die Durchführung der Pläne soll durch Verbilligung der Frachten den Güteraustausch heben und so weite Kreise der Wirtschaft organisch anturbeln. Vor allem alle vom Verkehr lebenden und dem Verkehr dienenden Wirtschaftszweige, wie zum Beispiel die Automobilindustrie oder die Fremdenverkehrsindustrie, werden am erwarteten Aufschwung teilhaben. Auch hier sind die sich eröffnenden Aussichten so groß, daß sie an dieser Stelle nicht erschöpfend behandelt werden können.

Von den großen Plänen, Straßen-, Bahnen-, Damm- und Kanalbauten und -verbesserungen, sollen die drei gewaltigsten hier besprochen werden. Sechs große Autobahnen — zwei Nord-Süd-, zwei West-Ost-Linien und eine Diagonallinie — sollen Deutschland durchziehen und ein Verkehrsnetz bilden, das in Europa einzigartig und geeignet ist, nicht nur dem innerdeutschen Verkehr einen Aufschwung zu geben, sondern auch Auslandsverkehr in stärkerem Maße, als es bisher möglich war, nach Deutschland zu ziehen oder wenigstens durch Deutschland zu leiten.

Eine seit fast einem Menschenalter in Berlin geforderte verkehrstechnische Notwendigkeit, die Verbindung der großen Bahnlinien und ihrer Bahnhöfe durch eine fehlende Nord-Südlinie herzustellen, soll durch eine unterirdische Bahn quer durch Berlin Wirklichkeit werden. Heute noch ist es ein ebenso merkwürdiger wie unhaltbarer Zustand, daß, wer aus dem Süden oder Westen des Reiches kommend über Berlin nach Norden oder Nordosten fahren will, mitsamt seinem Gepäck sich in eine Straßenbahn verfrachten und eine halbe Stunde quer durch ganz Berlin fahren muß, um „seine Verbindung“ zu erreichen. Diesem für die Reichshauptstadt unwürdigen Zustand soll endlich ein Ende gemacht werden.

Und ein großer Verkehrswunsch des Nordens soll erfüllt werden. Der Rügen-Damm, der schon begonnen war, aber dessen Bau wieder eingestellt werden mußte, soll fertig gebaut werden. Deutschlands größte Insel soll eine direkte Festlandsverbindung für Auto und Eisenbahn erhalten, eine Verbindung, deren große Bedeutung für den Verkehr zu der Insel und nach Schweden auf der Hand liegt.

Die Riesengröße dieser Projekte und ihre mögliche Rückwirkung auf die Wirtschaft zeigt sich in den Zahlen ihrer Kostenrechnung. Die sechs Autobahnen, die eine Gesamtlänge von etwa 4800 Kilometer haben sollen, werden mit 1,2 Milliarden Reichsmark veranschlagt. Bei ihrer erstklassigen Bauausführung kostet schon ein Kilometer rund 250 000 Reichsmark. Die Berliner Nord-Süd-Tunnelbahn soll 147 Millionen Reichsmark kosten und der Rügen-Damm 27 Millionen Reichsmark.

Eine Frage könnte gestellt werden: Sind diese Pläne nicht ein Luxus, den ein armes Volk sich nicht leisten darf? Diese Frage drängt sich aber nur bei oberflächlicher Betrachtung der Pläne auf. Sie ist auch im Ausland oft gestellt worden. Man könnte so rechnen, daß Deutschland, um wieder hochzukommen, sparen, sparen und nochmals sparen müsse. Abgesehen von den ungeheuren Ausgaben läge dann ein solches Prachtstraßen-Projekt nicht im Zuge der Entwicklung, da sich immer

weniger Deutsche den Luxus eines Automobils würden leisten können. Man könnte weiter die Behauptung aufstellen, daß ein sparsamer Ausbau und die Verbesserung der vorhandenen Straßen den Verkehrsansprüchen der nächsten harten Aufbaujahre genügen würde. Man könnte endlich behaupten, daß Berlin und Rügen sich mit den bestehenden Verhältnissen einige Jahre weiter behelfen müßten, wie es bisher auch in stärkeren Verkehrszeiten als 1933 gegangen sei.

Alle diese Gegenvorstellungen gegen die Pläne sind kurzfristig und wirtschaftlich einseitig gedacht. Womit sie eigentlich schon erledigt sein könnten. Durch einiges Nachdenken werden sie aber schnell widerlegt. Die ungeheuren Summen für die Baukosten fließen reißlos in die deutsche Wirtschaft und in die Hände deutscher, bisher brotloser Arbeiter. Die Folgen müssen Belebung und Aufschwung sein, das ist unabänderlich klar. Eine große weitere wirtschaftliche und verkehrstechnische — auf weite Sicht gesehen sehr wesentliche — Aufwärtsentwicklung wird die zwangsläufige Folge des Vorhandenseins guter Straßen sein. Und Berlin und Rügen sind für den gesamten deutschen Fremdenverkehr so wichtig, daß ihre Unterstützung durch die vorgesehenen Pläne unbedingt gerechtfertigt erscheint.

Das sind die gewaltigen praktischen Auswirkungen der Durchführung dieser Pläne. Ungeheuer noch muß ihre sonstige Wirkung auf die Stimmung des Volkes sein. Der Beginn solcher großzügigen Arbeiten, der in vielen Volkskreisen auch wirtschaftlich direkt spürbar sein wird, muß eine beispiellose Ermutigung bedeuten und muß eine Vertrauenswelle auslösen, die Deutschland zur Rückenstärkung in seinem beispiellosen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit braucht.

Im Rahmen dieser Ausführungen soll es nicht unerwähnt bleiben, daß der Vorstand des Arbeitgeberverbandes für den Bezirk der Nord-westlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller in seiner jüngsten Sitzung den nachstehenden vorbildlichen Beschluß gefaßt hat:

„Im Kampf um die Verminderung der Arbeitslosigkeit müssen alle Möglichkeiten zur Einstellung neuer Arbeitskräfte ausgenutzt werden. Die Verteilung der Arbeit auf eine größere Zahl von Arbeitnehmern durch Arbeitsstreuung ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein erfolgversprechender Weg. Wir empfehlen daher unseren Mitgliedsfirmen dringend, dafür Sorge zu tragen, daß die durchschnittliche Arbeitszeit des Gesamtbetriebes oder einer geschlossenen Werkseinheit an den sechs Wochentagen vierzig Stunden für Arbeiter und Angestellte nicht wesentlich übersteigt, soweit nicht wichtige betriebliche oder wirtschaftliche Gründe entgegenstehen. Ein Mehranfall von Arbeit ist also nach Möglichkeit nicht durch eine Verlängerung der Arbeitszeit, sondern durch die Beschäftigung von neu einzustellenden Arbeitern und Angestellten zu bewältigen.“

Dieser Beschluß, der im Einverständnis mit dem Landesarbeitsamt Westfalen erfolgt ist, zeigt, daß auch im industriellen Westen kein Mittel unversucht gelassen wird, um der schweren Arbeitsnot Herr zu werden. Dieser Beschluß dürfte auch in anderen Industriezweigen und Landesteilen Beachtung und Nachahmung finden.

Durch die neuen großen Pläne der Regierung ist dann ein weiterer wichtiger Schritt in der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit getan. Der jetzt schon zu verzeichnende beispiellose Rückgang der Arbeitslosigkeit wird sich fortsetzen, und wie eine Erlösung wird er im ganzen Volke aufgefacht werden, der Ruf: Arbeit! Arbeit!

Keine Konferenzen mehr!

Was wir in den letzten fünfzehn Jahren an Konferenzen in Staats- und Wirtschaftsangelegenheiten erlebt haben, stellt in der Geschichte der Welt sicherlich einen Rekord dar. Die betrübendsten Erfahrungen haben wir in Deutschland mit den Konferenzen gemacht, die sich mit dem Namen „Genf“ verbinden. Das zeigte besonders deutlich die so kläglich gescheiterte Abrüstungskonferenz, die auch durch noch so freundliche Worte ihres Präsidenten Henderson nicht wieder zu einem fruchtbaren Arbeiten erweckt werden dürfte, wenn sie Ende September von neuem ihr Schatten-dasein beginnt.

Aber auch unzählige andere Konferenzen haben uns weder wirtschaftlichen Nutzen noch den wirklichen Frieden gebracht. Immer wieder hat sich gezeigt, daß jeder der zahlreichen Konferenzteilnehmer nur seinen eigenen Vorteil suchte und das erstrebenswerte Richtige und für alle Teile Beste nie gefunden werden konnte. Vielfach war ein Uebelstand bei allen Konferenzen dieser Art, vor allem der letzten großen Londoner Weltwirtschaftskonferenz, daß zu viele Teilnehmer dabei waren. „Viel Köpfe, viel Sinne“, und „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen“, heißt es sehr richtig.

Diese Schwächen der Konferenzen der letzten Zeit haben erwiesen, daß sie zu nichts führen und überflüssig geworden sind. Es wäre daher am besten, man verzichtete ganz auf sie, und nur ganz wenige Staaten, die es dringend angeht und die die Macht haben, sich durchzusetzen, beschließen durch vollverantwortliche Vertreter, was zu tun ist.

Diese Wahrheiten hat vor kurzem der geniale italienische Staatschef Mussolini in einem Zeitungsartikel ausgeprochen, den wir seiner hervorragenden Bedeutung halber auszugsweise, wörtlich übersetzt, wiedergeben wollen:

„Die Londoner Konferenz, auf die sich so viele Hoffnungen gründeten, kann als in der Tat beendet angesehen werden. Ich glaube aber, daß das Ende der Londoner Konferenz auch das Ende des Konferenzsystems im allgemeinen bedeutet. Die Teilnahme von Dutzenden von Ländern verleiht allen Konferenzen zwangsläufig das Aussehen eines Parlaments mit allen allgemein bekannten und beklagten Mängeln, die diesem anhaften. Wie konnte man Hoffnungen bezüglich des Resultates einer Konferenz nähren, an der 2000 Delegierte von über sechzig

Ländern teilnahmen? Anstatt Dutzende von Ländern einzuberufen, die durch sachliche Umstände einen großen Einfluß auf das Bestimmen des Lebenslaufes gar nicht ausüben können, wäre es weit besser, diejenigen Länder zusammenzurufen, die wirklich Weltinteressen vertreten und die in ihrer Zahl nicht einmal ein einziges Dutzend ausmachen. Nach einer Verständigung dieser Länder aber wäre der wirtschaftliche Friede für mindestens 75 Prozent der Bevölkerung des gesamten Erdballes gesichert. Diese Tatsache würde die besten Auswirkungen auch für alle kleineren Staaten zeitigen. Konferenzen aller Staaten erreichen es nicht, entscheidende Verantwortlichkeiten festzulegen. Da finden sich keine Männer, die „entscheiden“, sondern nur Männer, die reden, debattieren und ihren betreffenden Regierungen Bericht erstatten. Durch diese Tatsache hat man an Stelle von „Entscheidungen“ nur „Empfehlungen“ gesetzt, die die Zeit so laufen lassen, wie sie sie eben vorfinden. Zwei Konferenzen liegen so in den letzten Zügen: die Londoner und die Genfer Konferenz, und es ist mir nicht gegeben, vorauszusehen, welches Wunder sie ins Leben zurückrufen könnte. Man kann hier von zwei bemerkenswerten und gefährlichen Bankrotts der europäischen Politik sprechen. Ohne den Viererpakt würde Europa den Eindruck bekommen haben, vor einem Nichts oder am Vorabend eines neuen Krieges zu stehen. Infolge des Viererpaktes konnte man aufatmen. Der Gedanke, daß Europa für zehn Jahre Ruhe haben wird, schafft einen starken Ansporn zur Besserung der allgemeinen Lage.

Ich glaube, daß es den moralischen und politischen Zielen des Staates gebührt, die „Konferenz“ in Acht und Bann zu tun. Für einige Jahre müßte dieses Wort aus dem Wörterbuch der zeitgenössischen Politik verschwinden und vergessen werden. Nur durch Enthaltsamkeit korrigiert man einen Mißbrauch. Ich habe seltsame politische Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht. Heute wird die Konferenz niedergeschrien, nach einigen Jahren könnte sie von neuem interessieren und — stets auf bestimmte Fragen und bestimmte Länder beschränkt — von einigem Nutzen sein, insbesondere dann, wenn sie in feierlicher Form vorher beschlossene Uebereinkünfte weicht.

Im Grunde genommen kann die Demokratie nur „reden“, sie lebt durch das Wort und für das Wort, aber in Krisenzeiten begehren die Völker, nicht propagiert, sondern geleitet zu werden: die Zeit der unnützen Diskussionen muß daher einer Epoche bereiten Gehorsams den Platz räumen.“

Ursprung, Aufstieg und Niedergang des deutschen Handwerks und des Kunstwesens

Von Richard Haud, Schneeberg

Wenn wir vom Handwerk sprechen, so verbinden wir mit der Bezeichnung Handwerk den Begriff des Kleinbetriebes und stellen es damit in Gegensatz zum fabrikmäßigen Großbetrieb. Unter Handwerk versteht man jene gewerbliche Betriebsweise, die ausschließlich oder doch vorwiegend auf die bloße oder mit Werkzeugen gebesserte Hand des Arbeiters angewiesen ist, im Gegensatz zu derjenigen Betriebsform, die für die Massenerstellung ihrer Erzeugnisse Maschinen verwendet. Beim Fabrikbetrieb ist die Maschine die Hauptsache, beim Handwerk jedoch die Persönlichkeit. Die Person leitet beim Handwerk die geistige und mechanische Tätigkeit, beim Fabrikbetrieb hingegen in der Hauptsache die mechanische Arbeit, die Führung und Bedienung der Maschine (natürlich abgesehen von rein handwerklicher Tätigkeit innerhalb von Fabriken).

Eine geschichtliche Betrachtung des Handwerks muß von dem Sinn, in dem das Wort heute gebraucht wird, zunächst absehen; denn in der früheren Zeit war der Gegensatz zwischen Handarbeit und Maschinenarbeit nicht vorhanden, weil es Maschinen, die eine Massenerzeugung bedingen, noch nicht gab. Vielmehr war der Kleinbetrieb nahezu ausnahmslos die allgemeine gewerbliche Betriebsform.

Vor der großen, für den Gewerbebetrieb entscheidenden Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert hatte das Wort Handwerk zweierlei Bedeutung: im wirtschaftlichen Sinne bezeichnete es die Kunst, Rohstoffe oder Naturerzeugnisse zu verarbeiten und einem gewissen Endzweck nutzbar zu machen, im gesellschaftlichen Sinne die Genossenschaft von Bürgern gleichen oder ähnlichen Gewerbes.

Der Kultur unserer germanischen Vorfahren kommt ein weit höheres Alter und eine viel höhere Bedeutung zu, als man früher anzunehmen gewillt war, weil man die Zustände der Vorzeit mit den Augen der Römer sah, deren spärliche und zum Teil irrige Berichte man überschätzte. Die weit fortgeschrittene Bodenforschung der heutigen Altertumswissenschaft und planmäßig durchgeführte örtliche Einzeluntersuchungen haben von den Anfängen unserer Volksgeschichte ein Bild ergeben, das von dem ehemals in Geltung gewesenen wesentlich abweicht und auch die Entwicklung des deutschen Handwerks in der Urzeit neu beleuchtet.

Lange vor ihrem Bekanntwerden mit Rom und antiker Kultur sind die Germanen geschickte Ackerbauer und kunstreiche Handwerker gewesen, deren Erzeugnisse eine eigenartige Formsprache aufweisen und zum

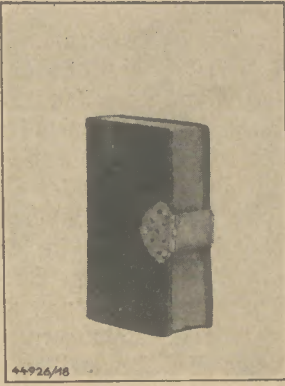
nicht geringen Teil auch für den Marktverkehr in Betracht gekommen sind. Unsere Vorfahren haben bei ihrem Einrücken in unsere deutsche Heimat dort zahlreiche angebaute Gebiete, Pflanzungen und Siedlungen früherer Bewohner angetroffen und sich zu eigen gemacht, bevor die Not sie zwang, selbst zur Rodung der Waldwildnisse und zur Entwässerung der Sümpfe überzugehen. Die Neugründung einer europäischen Staatenwelt wäre den Germanen niemals gelungen, hätten sie zur Lösung dieser weltgeschichtlichen Aufgabe nicht ein tiefes Verständnis für die wirklichen Lebenswerte und ein starkes Kulturbedürfnis mitgebracht.

Bei der Besitzergreifung eines neuen Siedlungsgebietes befolgten die Germanen keineswegs die kommunistischen Grundsätze der Gleichheit oder Gemeinsamkeit. Jeder Volksgenosse erhielt zwar ein Stück Bau- und Ackerland zugewiesen; das Ausmaß aber richtete sich nach dem persönlichen Ansehen, das der Empfänger bei der Allgemeinheit genoß. Also völliger Mangel an demokratischer Gleichheit und ein starker Zug zur Bildung und Weiterentwicklung eines grundherrlichen Adels kennzeichnen die vermeintliche „Bauernrepublik“ unserer Vorfahren.

Daß die germanische Wirtschaft in der Zeit des Überganges vom Altertum zum Frühmittelalter ein vorwiegend bäuerliches Gepräge aufweist, ist nicht zu verkennen; aber eine reine Naturalwirtschaft hat bei den Germanen auch in Cäsars Tagen längst nicht mehr bestanden. Das Zeitalter, in dem die Hausgenossen nahezu alle Lebensbedürfnisse durch ihrer eigenen Hände Arbeit deckten, war lange vorüber.

Der Handwerker jener Frühzeit mag wohl zumeist „Lohnwerker“ gewesen sein, d. h. den vom Besteller oder Käufer bereitgestellten Rohstoff mit eigenen oder gestellten Mitteln und Werkzeugen verarbeitet und dafür einen bestimmten Lohn erhalten haben, während der heutige in der Hauptsache als „Preiswerker oder Kaufhandwerker“ Material und Werkzeuge selbst liefert und in dem geforderten Preis mit in Anschlag bringt.

Die Entwicklung des Handwerks ist von der Entwicklung des Handels nicht zu trennen. Auch er hat sich unter der Herrschaft der Germanen, wie vorher unter der römischen, schon kräftig entwickelt und ist nicht bloß Tausch von Ware zu Ware gewesen. Schon längst waren unsere Vorfahren mit dem Umgang und dem Werte gemünzten Geldes vertraut. Den römischen Gold- und Silberschilling hatten sie seit geraumer Zeit als römische Söldner sowie beim Verkauf ihrer Jagd- und Kriegsbeute an



Links: Buchbinder: Gesangbuch mit echt silbernem Schloß aus dem Jahre 1701; rechts: Töpfer: alter Jagence-Krug (Halbporzellan)



Spart Licht, spart Warmwasser – ihr senkt damit die Betriebsunkosten!



Der Mörder

Von Hermann Löns

Die halbe Heide entlang waren alle Förster und Jäger in Aufregung; es spürte sich ein fremder Hauptirsch.

Gesehen hatte ihn noch kein Menschenauge. Nach der Ahnenflucht trat er zur Aesung aus, und vor Tau und Tag zog er wieder in die Dichtung.

Der Fährte nach war es ein Hirsch von mehr als dem zehnten Kopfe; bequem konnte ein Mann die vier Finger der Hand hineinlegen. Es war eine Fährte, die tief und fest in dem Sande stand; danach gab man dem Hirsche dreihundert Pfund und darüber. Und weil sie ein ganz anderes Bild zeigte, viel mehr Zwang aufwies als die der Standhirsche, so schlossen die Förster, daß der Hirsch von weit her zugewandelt sein mußte.

Dreihundert Büchsen die Heide auf, die Heide ab, lauerten tagtäglich auf ihn; sie lauerten vergebens. Spürte er sich drei Tage in dieser Forst, morgen war er verschwunden, und die rätselhafte Fährte setzte übermorgen zehn Meilen weiter die Jäger in Verwirrung. Drei Nächte nacheinander stand der Jäger auf der Schneise in der wilden Hudewohl und sah das Kreuzgestell auf und ab; er bekam nur Wildbret zu Blid. Als er sich schon zum Abgang rüstete, da war ihm so, als stünde etwas Böses hinter ihm. Erschrocken wandte er den Kopf und sah zwei Schritte hinter sich ein furchtbares Gesicht. Er erblaute und griff nach

der Büchse, aber da schnaupte es und mit Kling und Klang und Knid und Knad stob der Hirsch in das Geheimnis des Bruchwaldes hinein.

Der Jäger starrt hinter der Erscheinung her. Ist das ein Hirsch gewesen oder ein Gespenst? Er hatte ein Gesicht gesehen über einem schwarzen Brunsthalle, schrecklich und böse. Quer um die Lichter war ein breiter weißer Strich gezogen, und darüber leuchteten und funkelten in der halben Frühsonne lange, blutrote Spieße. Wie viele es waren, wieviel Enden der Hirsch trug, der Mann weiß es nicht. Das Herz ist ihm in den Hals gesprungen, Schwäche ist über seine Knie gekommen, Eis auf seinen Rücken, Fieber über seine Stirn und Nebel vor seine Augen.

Die gespannte, gestochene Büchse in der Hand, tritt er in den wilden Wald. Da steht die Fährte, wie in Erz gegossen, in dem anmoorigen Boden; leicht nimmt sie vier Finger auf. Ihr zu folgen, ist ein Unding; wohl zieht der Wind nach Wunsch, aber sie steht auf das Postbruch zu, wo nur Fuchs und Marder lautlos schlüpfen können, wo schon der Bod laut brechen muß, so viel Getnäd deckt den Boden, so eng verfilzt sind Weiden und Ellern, Birken und Fuhren durch Rißch und Post.

Vorsichtig schleicht der Jäger das Gestell entlang und umgeht das Bruch; nirgendwo steht die unheimliche Fährte heraus; der Hirsch steckt im Bruche. Mit halbem Winde bringt der Jäger auf einem verwachsenen Altwege in die modrige, nrußige, schwüle, enge Bildnis hinein, Schweiß auf der Stirn, Herz-



fremde, wandernde Händler kennengelernt. — Die Anfänge des germanischen Handwerks sind nicht in dem Zeitraum zu suchen, den die Geschichtsschreibung erleuchtet, sondern in jener grauen Vorzeit, in der den Germanen die Kunst der Metallgewinnung und -verarbeitung noch unbekannt war, in der sie also die notwendigen Werkzeuge und Geräte, besonders ihre Jagd- und Kriegswaffen aus Stein, Holz, Horn und Knochen herstellten, in der sogenannten *Steinzeit*. Sie haben in ihrer Urheimat an den Küsten der Nord- und Ostsee aus eigener Kraft und eigenstem Bedürfnis heraus eine ausgeprägte Kultur geschaffen, die die Steinzeitkultur der Mittelmeervölker in nicht wenigen Stücken an Zweckmäßigkeit und schlichter Schönheit übertrifft.

Durch Tausch mit dem an ihren Küsten in großen Mengen vorhandenen, von den Südvölkern stark begehrten Bernstein lernten unsere Vorfahren das erste Metall, nämlich das *Kupfer* kennen, das seinen Namen von seiner morgenländischen Heimat *Kypros* trägt (Insel Cypern bei Kleinasien). Auch entdeckten sie jene Metallmischung aus neunzig Prozent Kupfer und zehn Prozent Zinn, die wir mit dem Namen „*Bronze*“ zu bezeichnen pflegen. In der Kunst des Erzgießens und der Bronzeverarbeitung sind die Germanen schließlich wahre Meister geworden.

Die Bodensfunde zeigen die germanischen Erzeugnisse an Schmuck und Waffen auf erstaunlicher Höhe. Sie sind ebenso zweckmäßig wie vollendet in ihrer Gesamtgestaltung wie in ihren mit gehärteten Bronze-*stiften* eingravierten Zierarten. Diese hochwertigen Schöpfungen sind indessen offenbar nur für die Reichen und Vornehmen bestimmt gewesen, während sich die geringeren Volksgenossen noch lange Zeit mit Steingeräten behelfen mußten. Diese Bronzezeit ist von Handwerkern geschaffen worden, die künstlerisch hochbegabt, unter Ausprägung persönlicher und germanisch-völkischer Eigenart ihre Kunst nicht im Nebenberufe, sondern als Lebensberuf ausübten.

Zur eigentlichen Volkskunst aber wurde die Kunstschmiederei erst durch die Einführung des *Eisens*, dessen Name schon auf die feltische Vermittlung hinweist. Von den benachbarten Rassen haben unsere Vorfahren das Eisen kennengelernt und die Fertigkeit der Gewinnung und Bearbeitung dieses zwar nicht wie die Bronze gießbaren, aber hämmer- und schweißbaren und für die Waffen und Werkzeuge wie für Hausgeräte verwendbaren und weniger kostspieligen Metalls übernommen. Man hat Grund, anzunehmen, daß die Fertigkeit des Eisenschmiedens mit der Zeit zum *Haushandwerk* wurde, daß der germanische Bauer sich bemühte, die einfachsten und unentbehrlichsten Gegenstände aus Eisen selbst herzustellen. Daß aber daneben auch das selbständige Gewerbe des Grobschmiedes und auch des Schlossers gedieh, ist selbstverständlich.

Ihrem fremden Ursprunge gemäß wurde die Gieß- und Schmiedekunst bei ihrem Aufkommen mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben. Die ersten Schmiede wurden als *Zauberer* verdächtigt. Schon die germanische Sage berichtet von zauberkundigen Schmieden übermenschlicher Abkunft, sie feiert Wieland den Schmied, den Helden Siegfried, der sich selbst sein unvergleichliches Schwert schmiedet.

Vieles von dem, was später der selbständige Handwerker dem germanischen Haushalt auf Bestellung lieferte, beschaffte in jener Frühzeit der *Haushausfleiß* der Landwirte und der unfreien Hausgenossen selbst.

Aus den Stämmen des überreichen heimischen Waldes zimmerte der germanische Bauer mit seinen Knechten sein hölzernes Pfostenhaus, dessen Gebälk er mit Lehm und Stroh dichtete, dessen Dach er mit Schilf und Stroh bedeckte und dessen Wände er weiß anzustreichen pflegte. Er hohle riesige Baumstämme aus und fertigte daraus Rähne, mit denen er die Ströme befuhr. So gelangten die seefahrenden Küstenbewohner allmählich zum Handwerk des Schiffbaues, während die Hausfrauen spannen und webten. Das Schwert wurde das Wahrzeichen des Mannes, die Spindel das Sinnbild des Weibes. Auch für des Leibes Nahrung sorgten die Frauen; sie mahlen mit der Handmühle Getreide, backen Brot, kochen und braten, brauen Gerstenbier oder bereiten aus Honig den süßen Festtrank.

Als die ältesten Handwerker nennt Bischof Wulfila um 350 nach Christi Geburt den Töpfer, den Schmied, den Zimmermann und den Weber. Was an germanischen Kleiderstoffen durch glücklichen Zufall im Moorboden erhalten geblieben ist, weist eine erstaunliche Vielgestaltigkeit der Webetechnik auf, die darauf schließen läßt, daß diese Frauenarbeit schon in der Frühzeit handwerksmäßig betrieben worden ist.

Große Verdienste haben sich um die Förderung und Ausbildung der Baugewerbe die *Klöster* erworben. Die ersten deutschen Steinbaumeister sind Mönche gewesen. Der *Steinbau* war unseren Vorfahren unbekannt, man bezeichnete ihn noch lange Zeit als die „italienische Bauweise“. Die ersten, die in Deutschland unter Beihilfe auswärtiger, dann aber auch einheimischer Arbeiter Steinbauten errichteten und die Steinbaukunst in unserer Heimat einbürgerten, waren wiederum Mönche. Sie erbauten selbst ihre Klöster, sie schufen Kirchen und Kapellen, Paläste der Könige und Reichen. Unsere herrlichen Kirchen und Dome romanischen Stiles sind Denkmäler ihrer Kunst und Geschmacksrichtung. Aus dienenden Arbeitern oder Laienhandlangern wuchsen allmählich unter dem bildenden Einflusse klösterlicher Baumeister Generationen von Bauhandwerkern, Maurern, Steinmetzen und dergleichen heran. Auf diese Weise wurde die *Klosterwerkstatt* jahrhundertlang eine Pflegestätte des Kunsthandwerks. Die Edelschmiedekunst, die Schmelzarbeit, die Elfenbein- und Holzschnitzerei, die Kunsttiederei sowie die Schreib- und Malkunst hatten hier eine Heimat, die ihr weiteres Gedeihen und ihre spätere Entwicklung wesentlich bestimmt und beeinflusst hat. Hierfür sprechen zahlreiche kunstgewerbliche Denkmäler größtenteils heimischen Ursprungs. Zu den ältesten Denkmälern der frühmittelalterlichen Elfenbeinschnitzerei und Malerei gehören die zierlichen Schreine und Kästchen, in denen die Klöster wertvolle Reliquien aufzubewahren pflegten. Herrliche Zeugnisse klösterlicher Kunst sind die Psalter, die Mess- und Evangelienbücher, die, von den Mönchen mit äußerster Sorgfalt und Feinheit auf Pergament geschrieben, mit herrlichen Anfangsbuchstaben und farbenprächtigen Malereien geziert waren. Diese Bücher wurden mit Einbänden versehen, deren kunstvolle Elfenbeinschnitzerei und kostbaren Beschläge mit schön gestalteten Schließbändern unser Auge noch heute entzücken. Die Mönche haben also ihre Mission als Förderer und Lehrmeister des Handwerks und des Kunstgewerbes vortrefflich erfüllt.

(Fortsetzung folgt)

Jeder ist seines Glückes Schmied, wenn er auf Unfallverhütung sieht!

Klopfen in der Kehle, Durst am Gaumen, bis er nach einstündigem Schleichen und Kriechen, nach manchem voll Zittern und Beben gemachten Sprung, nach manchem Bogen und vielen Pausen vor den großen Windbruch inmitten der Wohld tritt. Dort tritt so gern das Wild herum, dort schlägt der Hirsch, wie die geschwundenen Stämme zeigen, dort setzt das Mutterwild, dort horstet der Schwarzstorch in der alten Fichte, dort sonnt sich der Giftwurm im Grase, dort paßt der Schreiadler auf die Waldmaus. Heute ist die Blöße blank und leer. Aus dem grünen Risch leuchten die roten Stämme und verlieren sich in den schwarzen Kronen, zwischen denen blaue Felsen Himmel lieb herabsehen.

An den modernen Bursboden einer Fichte schmiegt sich der Mann an und harret mit halbgelassenen Augen. Müdigkeit reißt seinen Kopf herab, er wirft ihn wieder hoch. Seltsame Bilder tauchen vor ihm auf, die ihm seine überreizten Nerven vormalen. Die rote Spinne, die dicht vor seinen Augen hängt, erscheint ihm als ein rotes Stüd Wild, das dort hinten auf der Lichtung steht, bis er lächelnd seinen Fehlbild gewahr wird. Und wieder werden seine Augen groß, denn da unten schwebt der Schwarzstorch. Aber es war nur eine Schwebfliege, die vor seiner Stirn in der Luft stand. Dann hört er Lieder aus dem Gebrumme der Föhren, Lieder aus seiner Burschenzeit, und dazwischen einen schluchzenden Ruf von einer, die einst von ihm unter Tränen Abschied nahm. Und Wellen hört er schlagen gegen das Schiff, das ihn der Blonden entführte.

Aus dem trüben, ernsten, müden Gesichte springen die blauen Augen heraus wie blaue Seen aus nächtlichem Nebel. Vernahm seine Seele mit der Erinnerung das Klatschen der Wellen, das Stampfen des Schiffsrades? Oder waren es die Ohren, die ihm diese Laute wirklich meldeten? Aber es ist so still, nur Meisen zirpen fernweg und Hummeln brummen nahebei. Der Tabak bringt den Nerven Festigkeit. Blau steigt der Rauch empor; träumende Augen sehen hinterdrein,

besinnen sich, rufen sich selbst zur Ordnung und wandern gehorsam wieder von Stamm zu Stamm, von Busch zu Busch, langsam und stetig, ohne Hast und Unrast, halb von den Eibern bedeckt. Sind aber mit einem Rucke voll und groß da, stehen in einem Gesicht, in dem Hoffnung und Angst sich zanken, in dem der Mund sich öffnet, um mitzuhorchen.

Es war kein Traum aus der Burschenzeit, nicht die Erinnerung spülte vergessene Laute an das Ufer der Gegenwart, es klatscht und stampft hier in der grünen Wohld. Das klatscht und quatscht und schlappst und jappst, stöhnt und dröhnt, knackst und klackst, verstummt und hebt von neuem an, und endlich bricht es in der Dichtung, steht, wie in einem Rahmen, halbrechts, zwischen zwei roten Stämmen unter einem verschörkelten roten Aste, von unten gedeckt durch einen dunklen Busch, der Hirsch, schwarz wie der Satan, eben der Suhle entstieg, und äugt aus den weiß umzogenen Lichtern, über denen es blutrot in der Sonne leuchtet, den Mann an, starr, wie der böse Feind eine arme Seele. Einen Schlag fühlt der Mann auf dem Herzen, denn er sieht, daß der Rauch seiner Pfeife stracks dem Hirsch entgegenzieht, aber ehe der Kolben an der Bade liegt, ist der Rahmen leer, und mit Kling und Klang und Knick und Knack ist die Erscheinung verschwunden.

(Fortsetzung folgt)



Erlebtes

Das Niedrige ist immer der Feind des Höheren; daher der unwahre Mensch der Feind des wahren.

Gerechtigkeit ist nur dann möglich, wenn Sachlichkeit und Herzenswärme sich vereinigen.

Uebereilung und Veräumnis sind die schlimmsten Räuber.

Stuttgart, wie wir es sahen

Stuttgart, die ehrwürdig schöne, waldumrauschte, rebenumfränzte Haupt- und Residenzstadt württembergischer Herzöge und Könige, hat in seinen Mauern das 15. Deutsche Turnfest, die größte aller bisherigen sportlichen Veranstaltungen, erleben dürfen — Wir alle ahnten Großes nach allen Vorbereitungen, die bereits vor Jahren bis kurz vor dem Feste in Angriff genommen und vollendet wurden und ihrem Zwecke dienen konnten. Die Stuttgarter Festtage aber haben höchstgespannte Erwartungen wohl aller Teilnehmer und Gäste noch weit übertroffen und den Ruhm der alten Stadt wiederum neu besiegelt und weit über deutsche Grenzpfeile hinaus, über Land und Meer getragen. Keiner von uns Teilnehmern hat solche Tage vorgeahnt und je gesehen. Großes Erleben haben wir mit aus dem Schwabenlande als Erinnerung für spätestes Alter mit heimgebracht. Ob die Spiele der antiken Welt, die der klassische Boden Griechenlands als edlste der Blüten trieb, ob das Kaiserliche Rom prächtigere Tage gesehen bei Triumph und Fuchterspielen, mag dahingestellt bleiben. Eines steht fest: der Geist, von dem die Stuttgarter Festtage getragen wurden, wird unerreicht bleiben. Solche Tage vermag nur deutscher Geist und deutsches Wesen zu schaffen. Sportlich, organisatorisch, technisch, im Festschmuck, als Sammelpunkt national gesinnter Stämme betrachtet, bleibt Stuttgart auf hoher Warte, späteren Geschlechtern noch ein leuchtendes Mal. Siegend ist mit dem Hakenkreuz der neue Geist über Teuts Söhne gekommen, und nie und nimmer wäre die Festfreude in der schwäbischen Perle zu solcher Höhe emporgerauscht, wenn nicht das Volk sich wieder froh und frei gefühlt, losgelöst von Fesseln marxistischer Zunftgedanken, von Mißwirtschaft, Trug, Bestechung und Scheinleben. —

Unser Einzug in die Feststadt am frühen Morgen des 26. Juli vom Westbahnhof aus, wohin uns der Sonderzug nach schlafloser Nacht geführt, war schon ein Festakt für sich. Der Bahnsteig zu früher Morgenstunde ist dicht besetzt von Einheimischen und Gästen, die es sich nicht nehmen lassen, den 514 Neueingetroffenen aus Bochum das erste „Gut Heil“ zu bringen. Nach einer Begrüßungsansprache geht es dem Standquartier des Gauess Sa, Westfalen-Lippe, durch die gewundene, breite Rotenwaldstraße, zu. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, Fahnen und Wimpel, Grün und Blumenfeschmuck, begeisterte Heilrufe, Tücher-schwenken und fliegende Blumengrüße schon um die frühe Morgenstunde. Man mußte sich wundern, wie wenig den Stuttgartern am Schläse lag und wieviel mehr am Einzug und Willkommen ihrer Gäste, die sich aus allen deutschen Gauen zu Stuttgart's Toren hineindrängten. Der Morgen ist schon heiß, und mancher Schweißtropfen wird nicht nur von uns, viel mehr noch von der vorangehenden Kapelle, die fleißig spielt, gefordert. Schnell klappte die Anweisung und der Bezug der Quartiere, die, wie sich herausstellte, durchweg gut und sehr gut gewesen sind. Alles nur Erdenkliche wird für die „Eindringlinge“ getan, nichts ist dem Wirt zu viel, damit ja keiner Not leidet. Man muß es ihnen schon lassen, den Schwaben, Gastfreundschaft verstehen sie zu pflegen. Leider mußten wir „teils dieserhalb, teils außerdem“ auf die Herzlichkeit schon am 31. Juli wieder schweren Herzens Verzicht leisten und zur Heimfahrt rüsten. Recht merkwürdigerweise sollen aber einige Gäste die vorzüglichen Quartiere und Betten nur am Einzugsstage gesehen haben. Ich schätze, um so mehr dafür von Most und Schwabenbräu in Stuttgart's gemütlichen Trinkstuben. Vorbei. —

Geschlafen wird auch am Ankunftsstage nicht. Es ist zuviel, was gesehen werden muß, denn wer weiß, ob man noch einmal wieder nach Stuttgart kommt. Am gleichen Nachmittage findet die Uebergabe des Bundesbanners der DT. im Hofe des Neuen Schlosses statt. Bis dorthin vorzudringen, war nur wenigen vergönnt. Nur die Hälfte aller Fahnen, etwa 2000, haben dort Platz gefunden. Fernhin schmetternde Fanfaren künden der Menge die Ankunft des Bundesbanners vor dem errichteten Altar und die vieltausendköpfige Volksmenge bricht in begeisterte Heil-

rufe aus, als der Reichsportführer von Tschammer und Osten, Ministerpräsident Megenthaller, der Vorsitzende des Hauptfest-ausschusses Dr. Obermayer u. a. m. die Ansprachen zu Ehren der DT. halten. Deutschland- und Horst-Wessel-Lied beschließen die allgewaltige Feier, zu der eine Batterie Feldgeschütze, vor dem Schloß aufgefahen, den Salut donnern.

Was sportlich in Stuttgart geleistet wurde, haben Presse und Rundfunk deutschen und außerdeutschen Hörern bis ins kleinste übermittelt, doch muß hier noch einmal herausgehoben werden, welche ungeheure Kraft des Willens dazu gehörte, die schwierigsten Übungen, die einem Artisten zur Ehre gereichen, im Sonnenglast der heißesten Julitage, in der Kampfbahn des Cannstatter Wasens zu vollbringen. Man schreibt von etwa 1400 Fällen, in denen die Samariter Beistand leisteten.

Was dort gezeigt wurde, war ganze Arbeit, schwerster Kampf im vollsten Sinne, war deutsches Wesen, deutscher Wille, deutsche Präzision und nicht zuletzt eherne deutsche Disziplin. Wenn auch neidvoll, muß das Ausland hierin erkennen: Deutschland.

Trüb und regnerisch brach der Sonntagmorgen am 30. Juli über der schwäbischen Hauptstadt an. Der Himmel, einfarbig, bleigrau, versprach schlechten Abschluß der schönen, festfrohen Tage. Mit wenig Festzugstimmung wird um 7.45 Uhr angetreten, doch entschließt sich der Himmel,

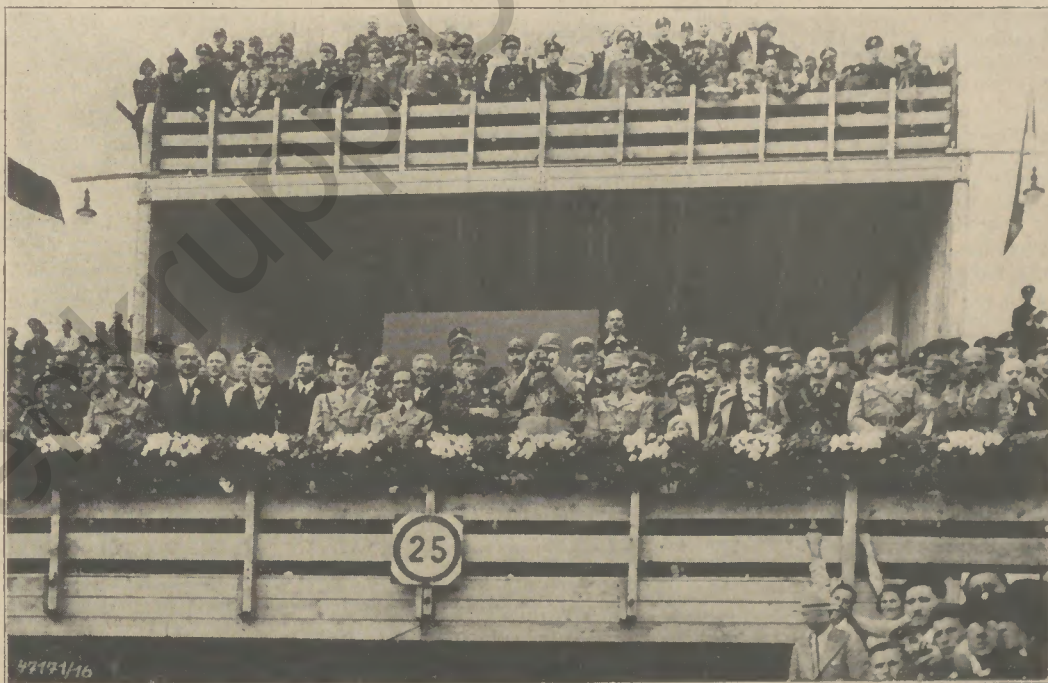
dreht den Hahn der Regentonne zu und streut vereinzelt Sonnengold auf Straße und Festgewand der Turnerstadt. Um 8 Uhr marschieren wir zum Anschluß an die übrigen Gruppen, und Punkt 9 Uhr donnern drei Kanonenschläge über die Stadt hin, als Zeichen des Beginnes des Festmarsches.

Siegend bricht die Sonne durch, Licht flutet ins bräunlich geschnüchte Stuttgart und läßt alle Farben der Beflaggung, der Festgewänder noch einmal so freudig aufleuchten. Endlos, wohin wir auch durch drei Stunden marschieren, bricht der Jubel los. Mit Blumen, Süßigkeiten und Obst wird manche Gruppe bei kurzer Rast bedacht. Gelächter, wenn ein gutgezielter Wurf einer übermütigen Schwäbin getroffen. Wasser, Most, dicke Butterbrote werden verteilt, als gälte es nur zu vergeuden. Und mancher Blumenkasten auf den Balkons und Veranden ist zum Torso geworden und mag sich erst spät wieder auf Blüten besinnen. Der freudige Aufruhr, der alle Seelen mitreißt, aufrüttelt, durchtobt und aufjauchzen läßt, hat alle erfasst; so ehrt Stuttgart Nord und Süd, Ost und West. Schilderung ist trüber, fahler Abolanz des fröhlichen Lebens, das uns in Stuttgart's Mauern umfing. Dort galt die alte Devise: Hie aut Württemberg! bera alleweg!

Vorbei geht der Marsch am Rathaus, am Neuen Schloß, Studenten Turner, Turnerinnen, SA., SS., die den Führer der DT mit erhöhter Rechten anrufen, durch die märchenhaft beflaggte Königsstraße, durch die mit Menschen belagerten Anlagen, über die Nedarbrücke, zum Festplatz nach dem Cannstatter Wasen. In größter Ordnung hat sich das großartige Schauspiel abgewickelt. Alles hat geklappt, pünktlich sind die Züge — es waren drei — am Ziel, ohne irgendwelche Stöckung und Zwischenfall angelangt und lösen sich auf. Die ungeheure Menschenlawine saugt der Platz restlos auf. — Den würdigen Abschluß findet das Fest am gleichen Tage in Gegenwart des Reichskanzlers und der fast vollzählig erschienenen Reichsregierung. Alles ging in Stuttgart ins Riesengroße. So geht es bis zum Schluß. 42 000 Turner, 17 000 Turnerinnen marschieren, bei mehr als 4000 Fahnen, in die Kampfbahn ein. Der Kanzler ist kurz zuvor angelangt und grüßt mit erhöhter Hand die Turnerfahnen. Und mit ihm zugleich erheben all die Tausende von Volksgenossen, die hier versammelt sind, die Rechte, — Kavalleriesignale, Kapelle, Standartenreiter, dahinter das 18. württembergische Reiterregiment reiten ein zur Ehrung der Gefallenen. Totengedächtnis bei gelenkten Fahnen. Trommelwirbel „Ich hatt' einen Kameraden“. — Andächtig,



Der Reichskanzler begibt sich zur Tribüne



Der Reichskanzler mit den Herren der Reichsregierung in der Loge während der Massenfreilübungen am Sonntag, dem 30. Juli

Der Reichskanzler mit den Herren der Reichsregierung in der Loge während der Massenfreilübungen am Sonntag, dem 30. Juli

ergriffen stehen Turner, Turnerinnen, Reichswehr und Zuschauer, ein Bild großartiger Verbundenheit und Einigung. —

Zum Schluß Massenfreibungen der 17 000 Turnerinnen und 42 000 Turner mit dem Ausklang und Ruf: „Herr, mach uns frei!“, der wie ein Gebet zum Himmel dringt. Andächtig ergriffen steht auch der Reichskanzler unter diesen Tausenden seines Stammes, volksverbunden und gleichen Sinnes. Drüben aber im Nordosten über dem Neckartal wölbt sich, als die Sonne wieder siegend die Regenwolken verscheucht, ein Regenbogen. — Nach Ehrung der Sieger, es sind über siebentaufend, denen die Mädchen den Eichenkranz reichen, ergreift der Reichskanzler, nach dem

Treuegelöbnis von anderthalb Millionen deutschen Turnern, das ihm der Führer der D.L., von Tschammer und Osten, bringt, das Wort. Brausende Heilrufe, die immer wieder neu heranbranden, zeigen, daß Volk und Führer sich eins wissen im neuen Deutschland, im Dritten Reich unter dem Hakenkreuz. Stuttgart, so wie wir es sahen, war mehr als Turnerfeststadt, in der man ein paar genutzreiche Stunden verbrachte. Stuttgart ist ein großes Stück deutschen Volks-erlebens, ein Markstein in deutscher Geschichte geworden.

Heil Hitler!

Der letzte Kampf

Nur wenige Tage nach der Matrosenmeuterei auf Schillig-Reede, wo unter den Kesseln der in der Skagerrak-Schlacht erprobten Linienfahrer die Feuer gelöscht und die Antriebsmaschinen außer Betrieb gesetzt wurden, machten sich vierzehn deutsche U-Boote vom österreichisch-ungarischen Kriegshafen Pola auf den Weg, um durch feindliche Sperrketten, vorbei an langen Zügen feindlicher Bewachungsfahrzeuge, über Mittelmeer, Ozean und Nordsee die Heimat zu erreichen.

Eines der Boote, U 34, kam nie heim. Die anderen dreizehn fanden glücklich nach Hause. Vierzig Tage brauchten sie, fast immer unter Wasser. Einzeln mußte sich jedes durchschlagen, ohne Verbindung untereinander, ohne gegenseitige Hilfe. Denn der Feind wußte um diesen traurigen Heim-marsch.

U 50, eins der dreizehn Boote, kommt im Morgengrauen des 9. November vor Gibraltar an, an dem Tage, da das furchtbare Schicksal Deutschlands besiegelt wird.

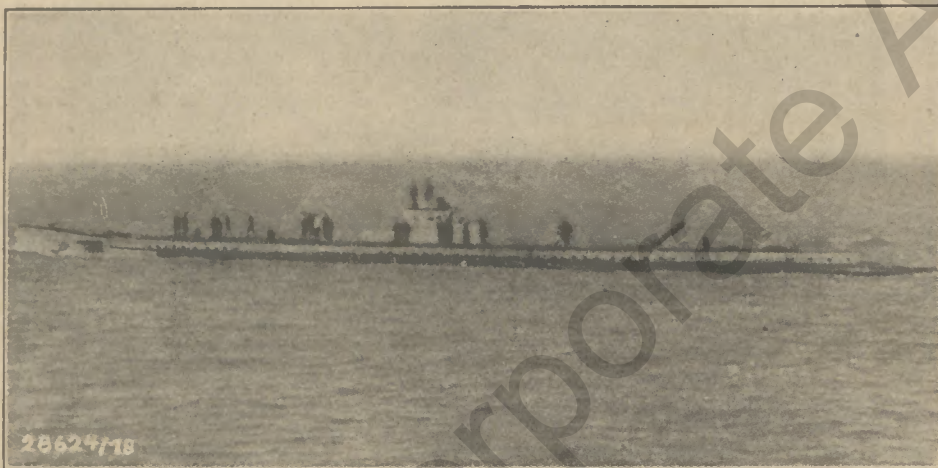
Einer von U 50 berichtet: „Mitternacht ist vorüber, der 9. November ist angebrochen. Gegen 1 Uhr haben wir das Leuchtfeuer von Ceuta querab. Schon wiegen wir uns in der süßen Hoffnung, die gefährliche Enge überwunden zu haben. Da blickt es nicht weit vor uns auf. Wie auf Kommando gleiten die Scheinwerfer von Europapoint auf den Punkt und beleuchten riesige Wassersäulen Wasserbomben!“

Weiß der Hentel, wen sie da vor uns verarzten! Plötzlich taucht an Bord ein Bewacher auf, der schnell näher kommt. Wir versuchen abzuweichen — er scheint uns zu folgen.

Vor uns im Scheinwerferlicht liegt ein Zerstörer. „Alarm!“ Wir gehen in die Tiefe. Dreißig Meter tief schleichen wir weiter. In der Zentrale hört man nur das leise Summen des Kompasses. Ueber uns sind Schraubengeräusche irgendeines Fahrzeuges. Wird es Wasserbomben werfen? Gottlob, die Geräusche entfernen sich wieder!

Die Stille hier unten ist kaum mehr zu ertragen, jeder brütet vor sich hin. Da wagt irgend so ein Allermüdester das schon sehr mitgenommene Grammophon in Gang zu bringen: „Warum bist du denn so traurig auf der Bank?“ dudelt es schaurig-schön durch das Boot. Alles lacht. Ein Matrose brint einen dampfenden Kessel Kaffee aus der Kombüse. Jetzt wird es gemütlich. Es fehlt nur noch der Kuchen. Aber der Seemann weiß sich zu helfen: Hartbrot in Kaffee aufgeweicht schmeckt wie der schönste Keks.

Wir haben das Glück, daß es in der Straße keinen Strom setzt; der stündliche Rundblick zeigt uns, daß wir gut vorwärtskommen. Von Zeit zu Zeit erschüttern in der Nähe krepierende Wasserbomben unser Boot, doch wir achten kaum darauf.



U-Boot auf hoher See in voller Fahrt

Um 4 Uhr früh tauchen wir auf. Halb aufgetaucht, weichen wir einem Motorboot aus. Dann blasen wir die Tauchantenn aus und werfen die Dieselmotoren an. Backbord querab blinken die Lichter von Tanger. Achteraus sehen wir das Scheinwerferlicht von Gibraltar. Wir lachen uns ins Fäustchen und preschen hinaus in den Atlantischen Ozean. Um 7.15 Uhr heken uns die Alarmglocken schon wieder aus dem Schlummer. Die Wache hat in der Dämmerung einen größeren Geleitzug ausgemacht. Wie graue Klumpen erscheinen die Schiffe im Morgengrauen. Bald erkennen wir, daß wir ein englisches Linienfahrer mit einer Halbflottille von Zerstörern vor uns haben.

Der Kommandant beschließt den Angriff. Rauchend fährt die Luft aus den Tauchantenn. Das Boot liegt auf der Angriffstiefe von zehn Metern in der Atlantikdünung sehr unruhig. Fast fürchten wir, nicht zum Schuß zu kommen, da das Sehrohr fortgesetzt untersteht.

Endlich gelingt es, die richtige Winkelstellung zu dem feindlichen Linienfahrer zu bekommen. Mit dumpfen Stößen verlassen kurz hintereinander zwei Torpedos unsere Bugrohre. Langsam lassen wir das Boot auf dreißig Meter sinken. Wir können nun nichts mehr tun als abwarten, ob wir getroffen haben.

Endlich nach zwei Minuten erfolgt eine Detonation, es klingt, als ob ein Schlag mit einem Hammer gegen unser Boot erfolgte.

Nach einer Stunde gehen wir wieder auf Sehrohrtiefe. Das Linienfahrer liegt fast noch auf derselben Stelle, auf der wir es beschossen haben. Eine Meute von

Zerstörern und Hilfschiffen umgibt den todranken Roloß, der bereits stark nach Backbord überliegt. Wir beschließen, ihn trotz der starken Bewachung erneut anzugreifen und nehmen sofort Fahrt auf. Aber mittlerweile hat man ihn drüben ins Schlepptau genommen und wir kommen mit unseren schwachen Maschinen nur langsam nach. Es ist 11.30 Uhr geworden. Zum Neuesten entschlossen, wagen wir, das Sehrohr mitten zwischen den Bewachungsfahrzeugen aus dem Wasser zu stecken. Sieg oder Untergang! Da ist keiner im Boot, der nicht mit Begeisterung bei der Sache ist, da ist keiner, der meutern wollte. Wir bilden hier eine Familie nach dem Gesetz: Einer für alle, alle für einen!

Da zuckt es wie ein elektrischer Schlag durch das Boot. Einer raunt es dem andern zu, aus dem Turm muß es gekommen sein: „Der Feind kentert!“ Mit Backbordsschlagseite geht der Riese um 11.35 Uhr über den Achtersteven in die Tiefe. Der Schlachtkreuzer „Britannia“ ist nicht mehr.

Weiß leuchtet am Horizont der Leuchtturm von Cap Trafalgar.

So ist am 9. November 1918 ausgerechnet das englische Linienfahrer „Britannia“ versenkt worden.

Die Sprache des Ingenieurs



„Die Zeichnung ist die Sprache des Ingenieurs.“ Stimmt — ein allen technisch Gebildeten geläufiges Verständigungsmittel ist um so notwendiger, je weiter die Fachgebiete des Ingenieurwesens auseinanderstreben und sich verzweigen. Aber der Ingenieur muß in der Lage sein, aus seinem Tätigkeitsbereich heraus die Zeichnung durch das gesprochene oder geschriebene Wort allgemeinverständlich und wirksam zu ergänzen. Oft, wenn man einen Ingenieur nach dem Zweck und der Arbeitsweise dieser oder jener Maschine fragt, ist die Antwort: „Ich will es Ihnen einmal aufzeichnen.“

Es trifft sich mitunter, daß technisch begabte Ingenieure im sprachlichen Ausdruck ziemlich hilflos sind.

Der Mangel an sprachlicher Gewandtheit ist darauf zurückzuführen, daß besonders geartete, z. B. technische Fähigkeiten meist nur als einzige auftreten und selten mit einer Begabung für Sprachen im allgemeinen und besonders für die Muttersprache zusammentreffen.

Jeder hat es erlebt, welche Qualen ein rednerisch schlechter Vortrag den Zuhörern bereiten kann, jeder weiß, daß die Fähigkeit, einen Gedanken schnell und in klare und gefällige Form zu bringen, in geschäftlicher Verhandlung für den Erfolg ausschlaggebend sein kann. Ganz im argen liegt die persönlichste Form des technischen Verkehrs, der tägliche geschäftliche Briefwechsel.

Soll das gesprochene oder geschriebene Wort den gewünschten Erfolg haben, so muß die Sprache richtig, sachlich, zweckmäßig und flüssig sein.

Ob eine Sachform oder ein Ausdruck richtig ist oder nicht, sagt das Sprachgefühl. Wer kein ausgeprägtes Sprachempfinden besitzt, der vergegenwärtigt sich den eigentlichen Sinn der gewählten Worte.

Die schlichte Darstellung eines Gedankens ist stets die beste. Mancher würde seinen Stil schon verbessern, wenn er so schriebe, wie er zu sprechen gewohnt ist. In der Umständlichkeit der Sprache wird uns leider das denkbar schlechteste Beispiel gegeben durch das — Patentwesen. In der formalrechtlich eingebürgerten Form wird jeder Patentanspruch zu einem Ungetüm. Alle Aussagen, die den Erfindungsgegenstand lückenlos beschreiben sollen, sind in einem Nebensatz untergebracht.

Sachlichkeit soll oberster Grundsatz sein. Im Geschäftsbrief soll man sich ständig die Frage vorlegen: Was will ich sagen? Man vermeide jede Uebertreibung. Uebertreibung ist die Waffe des Schwachen. Unserm durch Schlagworte ermüdeten Ohr klingt der Positiv stärker als der Superlativ, also „gut“ stärker als „best“.

Ob eine Äußerung zweckmäßig ist, wird man stets feststellen können, wenn man sich fragt, was der Zuhörer oder der Leser erfahren will oder wissen muß, um den behandelten Gegenstand richtig beurteilen zu können.

Die Lebendigkeit des Ausdrucks gibt der Sprache ihre Färbung. Nichts wirkt so ermüdend wie das Aneinanderreihen von Einzelheiten einer Beschreibung, aus der man das krampfhaft Suchen nach Abwechslung des Ausdrucks und nach neuen Worten von gleicher Bedeutung herausfühlt. Man beschreibe den Vorgang, nicht den Zustand, schildere nicht, wie die Maschine aussieht, sondern wie und nach welchen Gesichtspunkten sie gebaut wurde und wie sie wirkt. Zahlenangaben und Aufzählungen gehören in Zeichnungen und übersichtliche, allgemeinverständliche Tafeln.

Um eine Schilderung lebendig zu gestalten, bemühe man sich, Vorgänge nicht durch Hauptwörter, sondern durch Tätigkeitswörter auszudrücken. Leider beobachtet man die Häufung der Hauptwörter am meisten in der Sprache der Fachwissenschaftler; die Sprache wird dadurch holperig, klingt schwerfällig und wirkt ermüdend.

So häufen sich die Hauptwörter auf „ung“. Einige Beispiele, wie sie täglich zu lesen sind, sollen das erläutern: „Die Speisewasservorwärmung ge-

schiebt; die Verfrachtung des Materials muß erfolgen; die Ausbildung" oder, noch schlimmer, "die Auslegung" erfolgt; die Maschinen haben eine Entwicklung erfahren; die Arbeiter erfahren eine Hinausschiebung". In den vorstehenden Fällen muß es heißen: "Das Speisewasser wird vorgewärmt; das Material ist zu verladen; die Maschinen sind ausgebildet" oder "entwickelt worden; die Arbeiten müssen hinausgeschoben werden".

Wenn möglich, sollten die Sätze nicht passiv, sondern aktiv sein. Nicht gerade falsch, aber unschön sind Ausdrücke wie "in Fabrikation nehmen" statt "bauen".

Richtig gelesene treffende Eigenschaftswörter beleben die Sprache. Statt "das für den Bau erforderliche Steinmaterial" sagt man besser "die Steine für den Bau". Daß zu einem Bau Steine erforderlich sind, ist so selbstverständlich, daß es nicht eigens betont zu werden braucht. Unschön, aber leider sehr gebräuchlich ist: "Der etwaige Bedarf; die eventuelle Anfrage; der teilweise Betrieb; die zeitgemäße Organisation..."

Es gibt in Deutschland Hauptwörter, die keine Mehrzahl bilden. "Der Kraftverbrauch der Maschine" heißt in der Mehrzahl "der Kraftverbrauch der Maschinen." Will man sich ganz deutlich ausdrücken, dann schreibe man "der Kraftverbrauch der einzelnen Maschinen" oder "der gesamte Kraftverbrauch der Maschinen" oder "alle Maschinen zusammen verbrauchen soundsoviel Kilowatt".

Ganz fürchterlich klingt: "Ehe in die Betrachtung der Eigenschaften dieses Materials eingetreten werden kann..."

Es sei zugegeben, daß der Inhalt der technischen Arbeit oft schwer darzustellen ist. Eines kann man aber verlangen: die Fähigkeit, einen Gedanken klar und in richtigem Deutsch auszudrücken. Vor allem sollte man sich von dem beschränkten Wortschatz der Fachsprache freimachen. Gerade weil die Sachen, mit denen die Ingenieure zu tun haben, wegen ihrer starren Begriffe spröde und sprachlich schwer zu formen sind, sollten wir die Sprache im technischen Schrifttum und Geschäftsverkehr mehr pflegen, damit sich nicht eine Fachsprache herabbildet, die der Außenstehende nicht mehr versteht.

(Dr. Dr.-Ing. P. Krebs in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure)

Die Haftpflicht bei Personenbeförderung mit Lastkraftwagen



Das Alte stürzt...

Auf dem gewonnenen Platz an der Bongardstraße in Bochum wird ein neuzeitliches Geschäftshaus für die bekannte Schuhfirma Böhrmer errichtet

Veranlassung genommen, an zuständiger Stelle anzuregen, daß einheitlich im ganzen Reich im Benehmen mit den Zentralstellen der nationalen Verbände usw. eine allgemein gültige befriedigende Regelung der vorerwähnten Versicherungs- und Haftpflichtfrage getroffen wird. Unzweifelhaft ist die Haftpflicht, welche die Besitzer bzw. Halter von Lastkraftwagen beim Ausleihen ihrer Lastkraftwagen übernehmen, in die übliche Autohaftpflichtversicherung nur eingeschlossen, wenn Personenbeförderung ausdrücklich mitversichert ist."

Vereinen und Verbänden wird anheimgegeben, sich vor Benutzung von Lastkraftwagen zu vergewissern, ob auch eine Haftpflichtversicherung für Personenbeförderung für das betreffende Fahrzeug besteht.

Beim Bochumer Verein sind zwei Lastkraftwagen zur Personenbeförderung (Sportler) in Benutzung. Für diese Wagen ist eine Ausdehnung der Haftpflichtversicherung auch auf Personenbeförderung ausdrücklich erfolgt.

Braune Messe in Bochum

Die vom 25. August bis 3. September 1933 in Bochum stattfindende Braune Messe, deren Leitung in Händen des Landesbeauftragten Steineder von der Reichsleitung der RSDAP, Referat Messe und Ausstellung, liegt, begegnet großem Interesse. Die Beteiligungsziffern von Seiten des Handels wie des Einzelhandels haben ein kaum erwartetes Ausmaß angenommen. Aus diesem Grunde mußte inzwischen eine wesentliche Vergrößerung der Ausstellungshallen an der Allee- und Beifemmerstraße vorgenommen werden. Man darf also erwarten, daß die Bochumer Braune Messe für den Ruhrbezirk zu einem besonderen wirtschaftlichen Ereignis wird.

In Einzelhandelschauen werden Handwerk und Gewerbe, der deutsche Einzelhandel und die große Automobilschau für sich werben. Daneben räumt die Messe dem geistigen und kulturellen Leben, so dem Bochumer Stadttheater, den Bochumer Künstlern, dem Verkehrsverein u. a. m., ferner den Arbeitsleitungen der Berufsschulen, der Arbeitsämter einen eigenen Platz ein. Die Innungen des Handwerks sind vollständig vertreten und werden einen Einblick in den Schaffensbereich unserer Handwerksmeister vermitteln. Der deutsche Einzelhandel wird in vielseitiger Weise für seine wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben werbend hervortreten. Die große Automobilschau dürfte eine Sehenswürdigkeit für sich bilden. Für die Hausfrauen ist eine besondere Werbeaktion in hauswirtschaftlichen Dingen vorgesehen. Filmvorführungen werden die große soziale und kulturelle Bedeutung der deutschen Wirtschaft auf allen Gebieten zeigen. Der Eingang zur Ausstellung wird eine sinnreiche Ausschmückung erfahren. Die architektonische Ausgestaltung liegt in Händen des Architekten Polzapfel B.D.A. Das Protokoll der Messe hat Preussischer Staatsrat, W.D.R. und W.D.L. Gauleiter F. Wagner übernommen. Zur Eröffnung am 25. August 1933 werden Vertreter der Preussischen Staatsregierung und der Reichsleitung der RSDAP. anwesend sein.

Drinnen und Draußen

Allerlei über unsere Hunde

Von Zuchtwart B. Herden



Mehr als durch die Freundschaften oder Neigungen der Tiere untereinander ist von jeher die Aufmerksamkeit der Beobachter und Tierfreunde gefesselt worden durch jene Gefühlsäußerungen, die sich auf die Liebe oder Neigung einzelner Tiere zu den Menschen beziehen. Das Tier weiß sehr gut zwischen solchen Menschen, die seine Liebe verdienen und solchen, die sie nicht verdienen, zu unterscheiden. Von allen Tieren ist wohl — allgemein gesprochen — keines von den Menschen so geliebt wie der Hund.

Eine große Anzahl deutscher Männer und Frauen gab es und gibt es noch heute, die aus wahrer, echter Tierliebe treu zum Hunde gestanden haben und die noch jetzt den Hund hoch

schätzen und lieben. Dabei kommt es unzweifelhaft viel auf den Charakter und die Beschaffenheit des einzelnen Menschen an, welchen Hund er sich als Liebling auserwählt. Wie die Menschen, so sind auch die Hunde nach Schlag und Rasse ungemein verschieden, und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch, was Charakter und Temperament anbetrifft. Wohl kein einziger Hund ist dem anderen völlig gleich geartet, vielmehr besitzt jeder einzelne seine ihm eigentümlichen Arten und Unarten; nur Mut und Treue sind fast bei allen Hunden gemeinsame Eigenschaften. Hundcharaktere, so verschieden sie auch sein mögen, können geformt werden durch richtige, individuelle Erziehung, eine schwierige Kunst, die letzten Endes nur gute Menschen verstehen. Der Hund ist sprichwörtlich das Spiegelbild seines Herrn. Die Art des Herrn und des Hauses, in dem der Hund lebt, nimmt er unwillkürlich an. Charakter und Eigenheiten eines Hundes kann man meistens leicht an den verschiedensten Gesichtsausdrücken erkennen. Es gibt Hunde, die die geborenen Humoristen sind, wie zum Beispiel die französische Bulldogge. Dagegen muß man die Fleder als Dickköpfe bezeichnen, weil sie schwer zu behandeln sind. Trotzdem ist der Fleder bei richtiger Erziehung ein äußerst nützliches und auch treues Tier. Als unstrittig gelehrigster Hund gilt der immer lustige und muntere Pudel. Wir finden das Sinnbild eines Beschützers und Wächters vertreten in der deutschen Dogge. Die häßlich schöne Bulldogge verkörpert das Künstlertum, weshalb sie auch von Künstlern und Gelehrten bevorzugt wird. Der deutsche Boxer dagegen ist mehr Aristokrat. Ausgesprochene Luxus- und Sporthunde sind alle Windhundarten, die allerdings auch vielfach zur Jagd benutzt werden. Eine Sonderstellung nehmen die Jagdhundrassen ein, die als unentbehrliche Jagdgehilfen ihren Herren wertvolle Dienste leisten. Allein stehende Damen bevorzugen vielfach als Beschützer die herrliche deutsche Dogge. Auch ein Liebling der Damenwelt ist der Zwergpinscher. Ruhige Menschen werden sich schwerlich einen nervösen Hund oder sonst eine nervöse Rasse wählen, vielmehr werden sie eine französische Bulldogge oder einen klugen Neufundländer vorziehen. Als Wächter ist der Spitz gut zu gebrauchen, dessen Rasse sehr nachgelassen hat; er kann sehr jähzornig werden. Gleicher Beliebtheit in Deutschland erfreuen sich die Foxterrier oder andere Terrierassen, die alle treue, angenehme und scharfe Haushunde sind. Allgemein kann man sagen, daß von den Menschen solche Hunde ausgesucht werden, die ihren Charaktereigenschaften am ähnlichsten sind.

So entsprach der mächtigen kraftvollen Gestalt eines Bismarck wohl am besten die deutsche Dogge. Für den tierliebenden Philosophen Schopenhauer paßte als Begleiter sehr gut der kluge Pudel. Er sagte einmal sogar: "Wenn es keine Hunde gäbe, möchte ich nicht leben." Der große Preußenkönig, der "Alte Fritz", war stets von seinen Windspielen umgeben. Der Dichter Hermann Löns wählte sich einen Fleder, und zu Richard Wagner paßte am besten der Spitz. Der moderne Held der Leinwand, Harald Lloyd, erlor sich den deutschen Boxer zum Liebling, während der moderne große Harry Piel einen deutschen Schäferhund hielt.

Die Polizei benutzte nur ausgesprochene Polizeihunde, die sich aus folgenden Rassen zusammensetzen: deutsche Schäferhunde in überwiegender Mehrzahl, dann noch Dobermannpinscher, Wiredaletierrier, Rottweiler, deutsche Boxer, und als Neuling im "Bunde der Starken" den Riesenschnauzer.

Der Hund war schon in der Alten Welt der treueste Begleiter des Menschen. Er ist es noch heute und wird es auch immer bleiben. Die Leistungen des Hundes im Dienste der Menschheit sind von jeher geschätzt worden und haben sich gerade in den letzten Jahrzehnten bewiesen. Man denke da zum Beispiel an den besten Diensthundevertreter, den deutschen Schäferhund. Er wird verwendet dank seiner guten Eigenschaften und systematischen Hochzucht (Verein für deutsche Schäferhunde) bei der Polizei, im Sicherheits- und Ermittlungsdienst, bei der Landjagd, im Gefängnisdienst, bei der Eisenbahnverwaltung, Post, für Flur- und Feld-, Forst- und Jagdschutz, in Staatsbetrieben, und besonders bei der Reichswehr als Posten-, Sanitäts- und Nachrichtenhund. Wie viele von uns danken dem unermülichen Sanitätshund im großen Kriege Erhaltung des Lebens oder das eines treuen Angehörigen; vielen unter den Aermsten der Kriegssopfer, den Kriegsblinden, ist der Blindenhund heute zum unerlässlichen Führer und zum treuen Tröster geworden. Zwanzigtausend Hunde, vorwiegend deutsche Schäferhunde haben durch kostenfreie Hergabe durch den Verein für deutsche Schäferhunde im letzten Kriege für Deutschlands Errettung aus der Not mitgekämpft, und mancher hat seine treue Pflichterfüllung mit dem Tode besiegelt.



Die Schiffbaukunst der Römer. Bei der Freilegung der altrömischen Kaiserliche im Nemi-See hat sich herausgestellt, daß die alten Römer erstaunlich gute Kenntnisse in der Schiffbaukunst besaßen. Die Prunkschiffe des Kaisers Caligula sind nämlich nach genau den gleichen schiffbautechnischen Grundsätzen erbaut wie die modernsten Holzschiffe. Auch das Imprägnierungsmittel, mit dem das Bauholz behandelt war, hat sich als vorzüglich wirksam erwiesen. An weiteren schiffstechnischen Gegenständen wurde ein eiserner Anker mit beweglichem Ankerstiel, ein richtiges Kugellager und eine sinnreich erbaute Pumpe zur Entfernung des Wassers aufgefunden.

Gartenbau und Kleintierzucht

Gartenarbeiten im Monat September



Der September ist ein Hauptmonat der Ernte, nicht allein im Obstkarten, auch die meisten Blumen- und Gemüsesamen werden jetzt abgeerntet, zum Nachtrodnen auf einem luftigen, trockenen Bodenraum aufgehängt oder ausgebreitet, um im Winter mit Hilfe von feinen Sieben gereinigt und dann trocken aufbewahrt zu werden. Übermäßige Wärme haben wir jetzt nicht mehr zu befürchten, denn die Tage werden jetzt immer kürzer und schon dadurch im Durchschnitt kühler und feuchter. Wir freuen uns über jeden milden, klaren, sonnigen Tag, deren wir im September immer noch mehrere zu erwarten haben, und die viel dazu beitragen, das Holz der Bäume fester und widerstandsfähiger und die Gemüse vollkommener zu machen. Gegen Ende des Monats können dann Nachfröste eintreten und es ist gut, hiergegen gerüstet zu sein durch Bereithalten von Decken aller Art zum Schutze für empfindliche Kulturen.

Nach den Frösten tritt in der Regel wieder sonniges Wetter ein, so daß die Vegetation durchaus noch nicht abschließt. Wer im Herbst neue Anpflanzungen von Obstbäumen plant, sucht sich am besten und vorteilhaftesten die Bäumchen schon jetzt selbst aus, die dann, bezeichnet, bis zur geeigneten Zeit stehen bleiben und dann abgeholt oder verkauft werden. Zum Schutze der reifenden Trauben, denen Wespen, Fliegen und andere unliebbare Gäste eifrig nachstellen, bringen wir Säckchen, aus Gaze zusammengeknäht, an, so groß, daß über jede Traube ein Säckchen gezogen und am Stiele befestigt wird.

Das Gießen der Obstbäume ist gänzlich einzustellen. Der Bedarf der Bäume muß in den vorhergehenden Monaten bereits gedeckt sein. Jetzt wird nicht viel Wasser mehr gebraucht. Es kommt aber darauf an, reifes Holz für den Winter zu erzielen und die Holzreife könnte durch reichliches Gießen vereitelt werden. Auch die Ausbildung und Reife der Früchte werden durch die weiteren Wasserzufuhren nicht mehr gefördert, im Gegenteil eine Überernährung hervorgerufen. Nur in Ausnahmefällen in heißem, trockenem Boden und bei überreich besetzten Bäumen und sehr späten Sorten kann im September ein Gießen und flüssiges Düngen noch angebracht erscheinen.

Durchdringendes Gießen im Monat September im Gemüsegarten ist nicht mehr notwendig; wohl aber muß bei windigem und trockenem Wetter hin und wieder gegossen werden. Insbesondere sind es die Flachwurzler, wie Radies, Salat, die ab und zu Wasser gebrauchen. Die letzten Radies werden jetzt gesät. Frühe Sorten brauchen mindestens vier Wochen, späte Sorten fünf bis sechs Wochen zur Entwicklung; bei dem kühlen Wetter, das von Ende Oktober an herrscht, bleiben die Radies unter leichter Bedeckung, am besten Glasfenster, mehrere Wochen gebrauchsfertig.

Kapuzinchen (Feldsalat) wird jetzt gesät. Sie geben einen wertvollen Salat für Herbst, Winter und Frühjahr. Um auch bei Schnee und Frost ernten zu können, machen wir gegen Ende November einen Kasten um das Beet, den wir mit Brettern, Laub, Stroh, dann später noch mehr schützen.

Spinat für den Winter- und Frühjahrsvorbrauch wird gegen den 15. September ausgesät. Endivien werden mit den Spitzen der Blätter zusammengebunden, damit sie bleichen. Das Binden geschieht nicht für sämtliche Pflanzen auf einmal, sondern für eine Anzahl, die dem laufenden Bedarf entspricht. Um die Reife der Tomatenfrüchte zu beschleunigen, nehmen wir über der obersten Blütenbolbe die Spitze weg.

Die Ziegen nähern sich dem Ende der Tragzeit und sollen allmählich trockengestellt werden. Dies verjüme man nicht durch unvollständiges Ausmelken, sondern man setze das Kraftfutter etwas herab, verlängere die Zwischenräume der Melkzeiten, bis man am Ende nur einmal am Tage melkt, und schränke die wasserhaltigen Futtermittel, besonders die Tränken, ein. Aufmerksame Pflege ist selbstverständlich, auch lasse man die Mütter bei gutem Wetter möglichst lange ins Freie.

Habe mich entschlossen, meine hochfeinen

Ia Edelstahl-Rasierklingen

jetzt direkt an Private zu liefern und versende zur Einführung zwecks Werbung weit unter regulärem Preis (gültig bis 30. September 1933): Qual. I: „Die billige Klinge“ 100 St. nur 1.25 RM. Qual. II: „Die Gute für Jedermann“ 100 St. nur 1.75 RM. Qual. III: „Für verwöhnteste Ansprüche“ (mit Garantieschein) 100 St. nur 2.35 RM. Garantie Rücknahme bei Nichtgefallen bei Qualität II und III (ich bemerke dies ganz besonders). Bereits über 100.000 Kunden. Viele Nachbestellungen. Einmaliges Inserat. Schreiben Sie noch heute an

Heinr. Liese, Rinteln (Weser)

Zu bedeutend herabgesetzten Preisen:

Plüsch- und Ledersofas, Chaiselongues, Couches, Klubsofas und Sessel, sowie Auflagen und Matratzen in jeder Ausführung
Nur eigene Werkstattarbeit
Ferner Metall-Bettstellen und Diwan-Decken in großer Auswahl

Polstermaterial für Reparatur u. Selbstanfertigung

Polsterei A. Thiel, Bochum
Humboldtstr. 52, zwischen Marienkirche u. Hbf.

Werksbillerlei

Unsere Jubilare

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:
Kranführer Hermann Krüger, Stahlwerk I, eingetreten am 6. 9. 08,
Hammergehilfe Wilhelm Schäfer, Hammerwerk, eingetreten am 17. 9. 08;
Hammergehilfe Franz Wiezinski, Hammerwerk, eingetreten am 17. 9. 08.
Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familiennachrichten

Geschließungen:

Wilhelm Winter, Stahlwerk, am 5. 8. 33; Wilhelm Heinenberg, Gießerei, am 28. 7. 33.

Geburten:

Eine Tochter:
Friedrich Bahrenholt, Walzwerk II, am 5. 8. 33 — Margarete; Franz Thomas, Hochofen, am 30. 7. 33 — Erka.

Sterbefälle:

Chefrau Eduard Berger, Telefonamt, am 2. 8. 33.

Neue Preise!

Mifa-Chrom-Ballon nur RM. 53.-
Original-Monopol

Panzer-Fahrräder nur RM. 49.-
Torpedo-Frellauf, la gelöteter Rahmen,

Badenia-Fahrräder nur RM. 49.-
Torpedo-Frellauf, la gelöteter Rahmen,

Roland-Fahrräder nur RM. 38.-
Torpedo-Frellauf, la gelöteter Rahmen,

NSU-Fahrräder
In 10 verschiedenen Modellen

la Schrank-Sprechapparate
zum Aussuchen nur RM. 28.-

Röl, Bochum,
Größtes Fahrrad-Spezialgeschäft am Platz
Ab 1. September: Bongard- und
Mühlenstraße Ecke
(am Rathausplatz)

NACH MÜLHEIM/RUHR

SOLBAD RAFFELBERG
STADTHALLE
MIT RUHRTERRASSE
RUHRBELEUCHTUNG
STADION-SCHWIMM-
BADENSTALT
WASSERSTUTSCHBAHN
Ideale Gelegenheit
für Wassersport
Herrliche Waldungen
und Wanderwege
Sommerfrischen

Fahrplanmäßige Personen-
schiffahrt auf der Ruhr
Bestgeleitete
Ruhrländer-Gaststätten,
Hotels und Pensionen
Ruhrtalplan und Wohnungsnachweis
kostenlos durch
Verkehrsamt oder
Verkehrsverein

WOCHENEND UND SOMMERFRISCHE

Preußische Bergakademie Clausthal.

Hochschule für Bergbau- und Markscheidekunde, Eisenhütten- und Gießereiwesen, Metallhüttenkunde in Clausthal-Zellerfeld (Oberharz). Die Einschreibungen für das Wintersemester 1933/34 finden vom 16. Oktober bis 15. November statt. Beginn der Vorlesungen und Übungen am 1. November. Das Vorlesungsverzeichnis nebst einer ausführlichen Beschreibung der Institute und sonstigen Lehrinrichtungen kann vom Sekretariat der Bergakademie Clausthal in Clausthal-Zellerfeld bezogen werden.

Mitarbeit

an unserer Zeitung sollte jeder Leser als sein Recht und seine Pflicht ansehen

B Braune Messe Bochum

25. August bis 3. September

Ausstellungshallen: Allee- und Bessemerstraße

Volkstümlicher Eintrittspreis 25 Pfg. • Für Erwerbslose 15 Pfg. • Geöffnet täglich von 9—21 Uhr